



Die Opernfliege. Unter der Überschrift die Opern-Fliege lautet der Deutschen Tageszeitung ein Mitarbeiter die folgenden Zeilen: Künftig stritten die Gelehrten dieser Welt darüber, ob alles, was da kreucht und fleucht, musikalisch veranlagt sei oder nicht. Den geselligen Insekten konnte man diese Begabung am wenigsten absprechen; namentlich sind es einige Fliegen-Arten, welche für Musik ein hohes Interesse an dem Tag legen, ja zum Teil zu den ausübenden Musikern gerechnet werden können. Ich würde dies nicht so leichtfertig behaupten, wenn ich nicht einen schlagenden Beweis in petto hätte. Als ich nämlich dieser Tage einer Vorführung der Oper lauschte, ließ sich eine Fliege mit melodischem Gesumme auf meinem Haupte nieder und, wie ich an den abweichenden Bewegungen meiner Vorderextremitäten erkannte, wurden auch sie von den geselligen Sängern beehrt, die, wie draußen die Schmetterlinge von Blume zu Blume, so hier von Glase zu Glase flogen und sich im Finstern gütlich taten. In den Zwischenakten ließen sich die kleinen Quälgeister nicht blicken, sie schwärmten nur aus, so lange der Kapellmeister den Taktstock schwang. Man ließ nun einwenden: „An das Vorführungstheater grenzen die Fliegenhöhlen der Dragoner.“ Darauf erwiderte ich: Ohne Grund verlassen die Fliegen keinen warmen Pferdestall, und dem Theaterparkum ziehen sie den Stallbust vor. Das also kann nicht sein! Die Musik ist's, welche die Tierchen anlockt, sie wollen Orchester und Gesang hören, sich weiter bilden und mit-singen! Beim Herausgehen hörte ich jemand sagen: „A paar Fliegenhöhlen könnten sie hier auch aufstellen; — 's nächste Mal ist mir 'ne Fliegenkassette in.“ Ich fand das nicht vor-züglich: weshalb den Tieren den Wissensdrang verübeln, das Vergnügen vergällen? Der Adler fing schon bei den alten Römern keine Fliegen. Es lebe darum die „Opern-Fliege!“

Ein eigenartiges Sittenbild wird demnächst vor der Ver-liner Straßammer aufgerollt werden. Die 30jährige Ehefrau eines dortigen Porträtmalers hatte vor ihrer Verheiratung ein Verhältnis mit einem Kaufmann. Diesen Beziehungen ist ein Knabe entsprossen. Der Vater des Kindes verkehrte weiter mit seiner früheren Geliebten, nachdem diese die Ehe mit dem Porträtmaler eingegangen war. Er kam öfters in die Woh-nung des Ehepaares und machte dort eines Tages ein Schlaf-ges. Das Erwachen war grausam; er war in Fesseln und Banden. Vor ihm standen seine Geliebte und ihr Gatte; beide hatten ihn mit soliden Wäscheleinen festgebunden, so daß er sich nicht bewegen konnte. Die schändliche Tat entsprang nicht etwa der Eifersucht, sondern hatte einen sehr materiellen Be-zuggrund. Das Ehepaar jahnete auf ein mit Banknoten ge-fülltes Portefeuille, das der Kaufmann ausfallenweise stets bei sich trug. Nachdem die Priesterin in den Besitz des Ehe-paares übergegangen war, wurde er der Fesseln entledigt und an die frische Luft gesetzt. Er ließ spornstreichs zur Polizei und klagte sein Leid. Das ihm von dem Ehepaar abgenommene Portefeuille hatte annähernd 50 000 Mark enthalten. Die Ehe-frau des Porträtmalers trat hiergegen mit einer überraschenden Erklärung hervor. Sie behauptete, das Geld sei ihr rechtmäßiges Eigentum, der Kaufmann habe es lediglich zur Auf-bewahrung übernommen und die Rolle des Deposithalters ge-spielt. Da er gutwillig das Kapital nicht zurückgeliefert habe, wäre sie auf das Mittel der Selbsthilfe in Gemeinschaft mit ihrem Ehemann verfallen. Aber auch der Ursprung des Geldes ist ein romantischer. Die vielumworbene Schöne bekundete bei ihrer Verheiratung folgendes: Ein hochgestellter Berliner Ju-

rist, der inzwischen verstorben ist, habe ihr die große Summe als Zeichen seiner herzlichen Neigung verehrt. Da diese An-gaben durch verschiedene Briefe unterstützt wurden, so konnten sie bisher als unglaubwürdig nicht bezeichnet werden. An-dererseits hat auch der des Portefeuilles ledig gewordene Kauf-mann sein Besitzrecht an der großen Summe nicht in vollem Umfang glaubhaft zu machen gewußt. Immerhin ist gegen beide Ehegatten Anklage wegen Freiheitsberaubung erhoben worden. Wegen der 50 000 Mark schwebt jetzt überdies ein Zivilprozeß zwischen dem Kaufmann und der Gattin des Porträtmalers.

Der Spielteufel in Holland. In Groningen wird bei dem gewöhnlichen Volke eine Spielsucht wahrgenommen, die fast ans Unglaubliche grenzt. Es kommt manchmal vor, so schreibt der „Groninger“, daß 40 Gulden eingesetzt werden. Doch die Spielwut geht so weit, daß auch andere Dinge, ein Rod, eine silberne Taschenuhr, ein Paar Pantoffeln, ein kupferner Kessel, ausgepielt werden. Ist man einmal in der Dipe des Geistes, dann geschieht es nicht selten, daß einer seinen Rod auszieht, ihn durch die Mitspieler taxieren läßt und einsetzt. Noch vor kurzem, so wird in dem Blatte erzählt, kam ein Diebhaber zu seiner Frau, einem Dienstmädchen, und ließ sich ihre Pantof-feln, seine eigenen Schuhe und Pantoffeln hatte er gerade verpielt. Wie groß die Summen sind, die in dieser Weise ausgepielt werden, geht u. a. daraus hervor, daß dem Manne, der Auschau nach Polizisten hält, von jedem Mädchen ein Gul-den als Belohnung ausgezahlt wird. Und so gibt es Berufs-wächter, die einen hübschen Tagelohn verdienen, manchmal sechs Gulden. Diese Tatsachen, die vielleicht teilweise aus ihrer Ab-stammung von spiellustigen Ahnen erklärt werden können, doch heutzutage als unmoralisch nicht gebuldet werden dürfen, müssen ohne Zweifel energisch bekämpft werden.

Das Interview. Ein Vertreter der Pariser Zeitung „Pa-trie“ veröffentlicht ein Interview mit dem englischen Minister John Burns, hatte aber das Mißgeschick gehabt, nicht den Mi-nister, sondern einen Verüdenmacher namens Clarfen zu in-terviewen. Clarfen hatte einen Ausflug nach Paris gemacht und spazierte abhangslos auf dem Boulevard, als sich ihm ein Herr näherte und ihn fragte, ob er Minister John Burns sei. Der erlauchte Verüdenmacher schüttelte lächelnd den Kopf. Aber dies schien den französischen Journalisten nur in dem Glauben zu bestärken, den Minister vor sich zu haben. Höflich lächelnd, als wenn er das Inkognito durchschaue, stellte er nunmehr Fragen über die Ansichten des Herrn Ministers über Paris, über Sonntagsschluß und über die Arbeiterfrage. Zum Schluß machte er dem biedereren Verüdenmacher noch ein Kompliment über seinen französischen Akzent und eilte sodann auf die Re-daktion, um das wichtige Interview zu veröffentlichen. Die Sache wird noch komischer dadurch, daß der Interviewer nicht die geringste Ähnlichkeit mit Mr. John Burns hat.

Eine indische Jeanne d'Ar. Eine der eigenartigsten Erscheinungen in den Kämpfen, die gegenwärtig auf Kuba zwi-schen den Insurgenten und den Truppen des Präsidenten Palma ausgefochten werden, ist eine Frau, die als Führerin einer Ab-teilung der Aufständischen auftritt und erst am vorigen Mitt-woch nach einem erbitterten Nahkampf den Regierungstruppen eine empfindliche Niederlage beigebracht hat. Es ist die Se-nora Clara Santos, die Frau des reichen Pflanzers Juan Santos, die ihre Frauenkleidung abgelegt und die Offiziers-uniform angezogen hat. Man hatte so großes Vertrauen zu ihrer militärischen Tüchtigkeit, daß man ihr den Befehl über 100 Mann anvertraute. Am Mittwoch traf nun ihre Abteilung bei Guines auf einen Trupp Landgarden unter dem Oberst Estremes, der ausgefandt war, die Rebellen anzugreifen. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich, während dessen die Senora Santos an der Spitze ihrer Leute mitten in die feindlichen Reihen ritt, rechts und links Hiebe mit dem Säbel ansetzend. Die Insurgenten brachen angesichts der Kühnheit ihrer Füh-lerin in ein begeistertes Hurra aus und stürzten mit Todes-verachtung hinter ihr her, so daß die Regierungstruppen sich bald zur Flucht wandten.

Chausseur und Millionärstochter. Man schreibt dem Berl. Tagebl. aus London: Fast hat es den Anschein, als sei der Au-tomobilismus dazu ausersehen, eine Art von vermittelndem Bindeglied zwischen den verschiedenen Stufen der Gesellschaft zu werden. Als kürzlich der junge Sohn eines der reichsten Lords gegen den Willen seines Vaters eine hübsche Schauspie-lerin zur Frau zu nehmen beschloß, trat er, um sich den Lebensun-terhalt zu erwerben, in eine Automobilfabrik ein. Jetzt hat sich ein neuer, nicht minder romantischer Fall in den Krei-sen der Londoner Society ereignet, der so ziemlich das Gegen-teil des ersten darstellt. Diesmal ist der Held dieser neuesten Londoner Sensation von Beruf Chausseur und die Heldin eine junge Dame der allerbesten Gesellschaft. Sie heißt Miss Violet Farrar und ist die Tochter eines der bekanntesten libe-ralistischen Millionäre, des Mr. Sidney Howard Farrar, der mit Cecil Rhodes und dem Dr. Jameson eng befreundet war. Man wird in Zukunft den mit Töchtern begabten Millionären den Rat geben müssen, in der Wahl ihrer Chausseure vorichtig zu sein und darauf zu sehen, daß sie nicht von allzu vorteilhaftem Aussehen sind. Mr. Farrar vertraute die Steuerung seines Automobils einem gewissen John Henry Jellows an, der 30 Jahre alt und ein sehr hübscher Burche ist. Auf langen Touren über Land fand die 22jährige Miss Farrar die Gelegenheit, Vergleiche anzustellen zwischen dem Chausseur und dem Durch-schnitt der jungen Männer, mit denen sie im Salon und Ball-saal zusammenzutreffen gewohnt war. Diese Vergleiche fielen durchaus zugunsten von John Henry Jellows aus. Die jungen Leute verliebten sich ineinander, und da an eine gütliche Ein-willigung des Papamillionärs zu ihrem Bunde doch nicht zu denken war, so entschieden sie sich dafür, die eigenen Schmie-de ihres Glückes zu werden. Einiges Tages fuhren sie beide im väterlichen Automobile bei dem Standesbeamten des Städtchens Northon vor, zeigten eine Trauungslizenz, die sie sich vorher beschafft hatten, verließen das Office nach einer Viertelstunde als Mann und Frau und setzten sich wieder ins väterliche Au-tomobil, um sich auf die Hochzeitsreise zu begeben. Das geschah schon Mitte August, aber jetzt erst hat Mr. Farrar erfahren, was aus seinem Tochterlein geworden ist. Das junge Ehepaar ist nun nach London zurückgekehrt, wo Mr. Jellows eine gute, neue Stellung als Chausseur hat, die ihm und seinem Weibchen, das er einem Interviewer gegenüber das „schönste Mädel von Europa“ genannt hat, eine erträgliche Existenz sichert.

Moderne Verlobte Möbel
kaufen keine Einrichtung ohne vorher das große Russen-Hauptausstellungs-haus der Sammler Möbelabrik, Heidebergstraße, welches als Lebenswichtigste 1. Rang und bedeutendste Haus seiner Art bekannt ist, besichtigt zu haben. Man verlange Prospekte mit Abbildungen, Preislisten-Aufnahmen von kompl. Zimmern.) 979/10

Heilung der Epilepsie.
Verschiedene Publikationen in der medizinischen Fachpresse über ein neues und sicheres Heilverfahren gegen Epilepsie wurden auch dem Laien-Publikum bekannt und erregen allenthalben lebhaftes Aufmerk-samkeit. Verfasser dieser Aufsätze und Entdecker der neuen Heil-methode ist der Spezialarzt Dr. Alexander D. Szabo in Buda-pest. Versuche in ganz bereit, benutzenden Patienten Ausklärungen zu erteilen, die durch seine erprobte Heilmethode die volle Wiederher-stellung ihrer Gesundheit erlangen wollen. 1396/846

Rheinisch-Westf.
Handels- und Schreib-Lehranstalt.
38 Rheinstraße 38.
Unterrichts-Institut für Damen und Herren.
Buchführung, Rechnen,
Handelskorrespondenz,
Stenographie,
Maschinen-
und Schönschreiben.
Tag- und Abendkurse. 1460
Prospekte kostenfrei.

Heinrich Wels,
Marktstrasse 34 (Café Maldaner).
Grösstes Spezial-Geschäft
für fertige
Herren- u. Knaben-Garderoben.
Eingang von
Neuheiten für Herbst u. Winter.
Reelle Bedienung. Grösste Auswahl.
Billigste Preise. 8811



Nr. 222.

Sonntag, den 23. September 1906.

21. Jahrgang.

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten)

Weiter kam er nicht; Henry Dibier hatte sich in sein Kabinett zurückgezogen und die Tür wieder geschlossen.

„Trauen Sie ihm nicht!“ flüsterte Garnier. „Ich gebe Ihnen die Versicherung, er hat uns die damalige Geschichte noch immer nicht vergessen. Sie hätten ihn nicht wieder in Ihre Dienste nehmen dürfen.“

„Ich konnte nur dadurch wieder zu meinem Gelde kommen, das er mir gestohlen hatte,“ entgegnete Dibier. „Uebrigens ist er froh, daß er bei mir das trockene Brot hat; er wird nicht wagen, mein Wohlwollen zu verschmerzen.“

Garnier lächelte ironisch und nahm seinen Hut.

„Wir kann es ja gleichgültig sein,“ sagte er. „So lange ich noch in Brüssel bin, werden meine Vermutungen wohl nicht eintreffen, und später haben Sie allein den Schaden davon, daß Sie auf meinen Rat nicht hören wollten. Es bleibt also bei unserer Absprache; übermorgen erwarte ich Ihre Entscheidung.“ Er ließ dem Genossen keine Zeit zu einer Erwiderung; schon bei den letzten Worten hatte er die Tür geöffnet und schritt rasch von dannen.

Henry Dibier sandte ihm einen Fluch nach und stampfte mit dem Fuße zornig auf den Boden, dann wanderte er noch lange auf und nieder.

Von der Saat des Mißtrauens, die Garnier ausgesät hatte, waren doch einige Körnchen auf fruchtbaren Boden gefallen. Dibier erinnerte sich nun auch wieder des Austrittes, den er nach der Verhaftung Theobalds mit dem alten Buchhalter gehabt hatte. Mit zitternden Händen ordnete er die Papiere auf seinem Schreibtisch, den er in gewohnter Weise sorgsam verschloß. Dann ging er ins Comptoir, und der finstere Blick, mit dem er den ruhig arbeitenden Buchhalter beobachtete, verriet nichts weniger als freundliches Wohlwollen.

„Wissen Sie, was Herr Garnier vorhin behauptet hat?“ fragte er mit rauher Stimme. „Sie hätten gehört, und auch ich vernahm ein verdächtiges Geräusch, das jener Behauptung zur Bestätigung dienen konnte.“

Labelle blinnte auf, ein spöttisches Lächeln umzuckte seine Mundwinkel. „War Ihre Unterredung mit ihm so gefährlich?“ fragte er ruhig. „Sie wissen sicherlich sehr genau, daß auch ein scharfes Ohr hier nichts hören kann, was nebenan gesprochen wird.“

„Ich möchte Ihnen auch nicht raten, den Versuch zu machen,“ erwiderte Dibier, dessen Bohn durch die Erinnerung an jene Unterredung nur noch mehr gereizt wurde. „Daß ich keine Spione und keine Verräter in meinem Hause dulde, haben Sie gestern erfahren.“

„Und wie Sie diejenigen unschädlich machen, die Ihnen gefährlich werden könnten, weiß ich ebenfalls. Sie haben manchen Triumph erlebt, aber es könnte auch einmal eine Zeit kommen, in der andere triumphieren!“

„Sie haben heute wohl wieder etwas stark gekrüßt?“ höhnte Dibier.

„Davor bewahrt mich die glänzende Einnahme, die ich hier habe,“ antwortete der alte Mann in heissem Tone.

„Bah, der Brantwein ist so teuer nicht!“

„Ich trinke keinen mehr!“

„Barbleu, Sie trinken jetzt Wein?“ Dann werde ich Ihnen wohl auf die Finger sehen müssen, mein Bester; von Ihrem Gehalt können Sie solche Ausgaben nicht bestreiten.“

„Nein, und eben deshalb trinke ich überhaupt nicht mehr,“ sagte Labelle, der seiner Erregung nur mühsam gebieten konnte. „Ich habe mir vorgenommen, an die Vergangenheit nicht mehr zu denken, nur die Erinnerung zwang mich stets, bei der Flasche Vergessenheit zu suchen. Vielleicht gestaltet sich meine Zukunft doch noch besser, als ich es bisher befürchtet habe.“

Der stehende Blick Dibiers ruhte so durchdringend auf ihm, als ob er seine geheimsten Gedanken erforschen wolle. „Ihre Zukunft? Ich meine nur einen einzigen Weg, der vor Ihnen liegt und den Sie, durch die Verhältnisse gezwungen, gehen müssen; dieser Weg führt an seinem Endziele ins Armenhaus.“

„Es kann noch andere Wege geben, die Sie nicht sehen,“ antwortete Labelle, der einen Blick auf die Uhr geworfen hatte und nun sein Tagewerk beschloß.

„Dann müßten Sie sehr gute Freunde haben, die Ihnen unter die Arme greifen wollen.“

„Das wäre möglich!“

„Und Ihre Freunde könnten nur meine Feinde sein, das werden Sie nicht bestreiten.“

„Diese Voraussetzung beweist ein böses Gewissen,“ spottete Labelle, während er die Geschäftsbücher in den Schrank trug. „Herr Garnier wird allerdings niemals mein Freund werden können.“

„Es gab eine Zeit, in der er es war!“

„Und die Torheit, in ihm einen Freund zu sehen, habe ich bitter bereuen müssen. Vielleicht bereuen Sie diese Torheit auch noch einmal.“

Henry Dibier saß auf dem Schreibtische, den früher Theobald eingenommen hatte; er spielte scheinbar ruhig mit einem Lineal, aber das blühartige Aufleuchten in seinen tüdich-funkelnden Augen und das raslose Nagen an der Unterlippe bewies, daß diese Ruhe nur erzwungen war. „Ich vermute, Sie haben sich vorgenommen, für Ihre bitteren Erfahrungen an mir jetzt Rache zu nehmen,“ sagte er mit scharfer Betonung. „Vor einigen Tagen schon, als der junge Weimar verhaftet wurde, deuteten Sie darauf hin; Sie werden wohl tun, die Antwort nicht zu vergessen, die ich Ihnen damals gegeben habe.“

„Rache an Ihnen?“ erwiderte Labelle mit einem spöttischen Achselzucken. „Wenn ich sie hätte nehmen können, würde ich es längst getan haben.“

„Ah, das war ein aufrichtiges Geständnis. Bisher haben Sie mit diesen Gefinnungen hinter dem Berge gehalten.“

„Haben Sie damals danach gefragt? Sie behandelten mich damals wie einen Sklaven, ich mußte für Sie arbeiten, und Sie zahlten mir dafür, daß ich kümmerlich leben konnte.“

„Dafür hatten Sie früher von meinem Gelde jahrelang alle Genüsse des Lebensgenußes!“ höhnte Didier. „Die Suppe, die man sich einbrodt, muß man auch auslöffeln, mein Vester, es ist kindisch, andere dafür verantwortlich machen zu wollen.“

„Ich will Sie an diese Worte erinnern, wenn Sie einmal mit dem Auslöffeln Ihrer Suppe beginnen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fuhr Didier auf, und er schlug dabei mit dem Lineal so gewaltig auf das Pult, daß der alte Mann erschreckt zusammenfuhr. „Wie kommen Sie dazu, mir zu drohen? Haben Sie sich vorgenommen, die Rolle des Denunzianten zu spielen? Wenn Sie jemals eine Handlung bereut haben, so würden Sie diese bereuen; Sie sollten doch wissen, wie gefährlich es ist, meinen Zorn herauszufordern!“

„Habe ich Ihnen denn gedroht?“ höhnte Labelle, der unterdessen sein dünnes, fadenförmiges Röschchen angezogen hatte. „Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß auch für Sie einmal die Stunde der Vergeltung kommen kann.“

„Und dafür wollen Sie im Vereine mit Ihren guten Freunden sorgen, nicht wahr?“

„Auch davon ist keine Rede gewesen!“

„Mit dünnen Worten freilich nicht, aber mir braucht man nicht mit dem Scheinrentor zu winken! Na, ich will Ihnen etwas sagen, mein Vester, ich kann für Ihren Posten Leute genug finden, die mir die Hand küssen, während Sie sich berechtigt glauben, mir Grobheiten ins Gesicht zu werfen, ich verzichte auf Ihre ferneren Dienste.“

Das schien Labelle nicht erwartet zu haben; starr, im ersten Moment keines Wortes mächtig, blickte er seinen höhnisch lächelnden Chef an. „Sie entlassen mich?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Danken Sie mir auch dafür nicht einmal? Mit dieser Entlassung komme ich ja Ihren Wünschen entgegen. Aber wenn dies auch nicht der Fall wäre, was ich einmal gesagt habe, das habe ich gesagt; sehen Sie nun zu, was Ihre guten Freunde für Sie tun können und werden. Wenn Sie am Hungertuch nagen, dann erinnern Sie sich, wie oft ich Sie gewarnt habe.“

Der alte Mann hatte seine Fassung wieder gefunden; er erinnerte sich der Worte Leontines, und ein stolzes Gefühl verbot ihm, sich vor dem Schurken durch eine Bitte zu demüthigen.

„Sei es denn,“ sagte er mit einem tiefen Atemzuge. „Rechnen wir ab, ich habe noch einige Franks von Ihnen zu fordern, und meine Verhältnisse sind leider nicht so glänzend, daß ich diese geringe Summe im Stich lassen könnte.“

Didier holte seine Börse aus der Tasche und warf ihm ein Goldstück hin. „Sie werden weniger zu fordern haben,“ erwiderte er; „betrachten Sie den Ueberschuß als ein Almosen.“

„Almosen nehme ich von Ihnen nicht!“ rief Labelle, ihm einen Blick zuschleudernd, aus dem unsagbare Verachtung sprach. „Ich werde Ihnen den Ueberschuß morgen zurückgeben, Augenblicklich habe ich kein kleines Geld.“

„Wie Sie wollen!“ entgegnete Didier achselzuckend, während er langsam zur Thür schritt. „Sie würden vielleicht später froh sein, wenn ich Ihnen ein Almosen böte. Sie mögen über mich denken, was Ihnen beliebt, aber hüten Sie sich, Ihre Gedanken öffentlich zu äußern; kommen Sie mir zu Ohren, dann büßen Sie im Zuchthause dafür.“

Labelle hielt einige Sekunden lang den zornflammenden Blick auf die Thür geheftet, hinter der sein Chef verschwunden war, dann knöpfte er langsam seinen Rock zu. „Nun hat der Tanz begonnen,“ sagte er leise, während er mit der Hand über die Stirn und Augen fuhr. „Wie mag er enden? Vielleicht für mich im Armenhause, aber gleichviel, das Leben, das ich bisher führte, war nicht länger zu ertragen.“

„Er nahm seinen Hut und verließ das Haus; die Stunde war gekommen, in der er in der Speisewirtschaft sein bescheidenes Mittagmahl einzunehmen pflegte. Heute blieb er in dieser Wirtschaft länger als gewöhnlich; er wollte die Geschwister Renard erst in der Dunkelheit besuchen. Er hatte heute viel erfahren; kein Wort der Unterredung Garniers mit Didier war ihm entgangen.“

Es verhielt sich alles genau so, wie er es schon längst vermutet hatte, aber es nützte ihm nicht viel, daß er dies nun mit Sicherheit wußte. Beweise hatte er noch immer nicht; der Inhalt ihrer Unterredung konnte von den Beteiligten geleugnet werden, und welcher geringen Wert man auf seine Aussagen legen würde, wußte er voraus. Aber nichtsdestoweniger mußte dem Untersuchungsrichter diese Unterredung berichtet werden; er gewann aus ihr vielleicht doch die Ueberzeugung, daß Theobald Weimar das Opfer eines Schurkenstreiches geworden war.

Auch der Erklärung Garniers, daß Renard morgen im Gefängnis sein werde, gedachte der alte Mann. Er mußte den jungen Mann warnen. Gewiß war Mathieu das Werkzeug,

dessen der Schurke sich bedienen wollte. Wenn er nur eine Ahnung davon gehabt hätte, in welcher Weise der Streich geführt werden sollte! Vergeblich zerbrach er sich darüber den Kopf, während er sich auf dem Wege zur Wohnung der Geschwister befand; den Plan, den Garnier verfolgte, konnte er nicht erraten.

Es war schon sehr dunkel, als er das Gasthaus erreichte; aus der Schenkestube schallte lautes Lachen ihm entgegen, und ohne einen Blick hineinzuwerfen, stieg er die schmale Treppe hinauf.

Cäcilie und Leontine erwarteten ihn schon mit Ungeduld und bestürmten ihn mit Fragen, als er kaum eingetreten war.

„Geduld, Geduld,“ sagte Labelle mit einem trüben Lächeln. „Es ist alles so gekommen, wie ich es voraussah, die beiden haben mit einander abgerechnet und sich gegenseitig ihre Sünden vorgeworfen. Ich weiß alles, und alles verhält sich so, wie ich es gestern aussprach,“ wandte er sich zu Leontine, deren Blick voll fieberhafter Spannung an seinen Lippen hing.

„So ist mein Onkel wirklich der ehr- und gewissenlose Mann?“ fragte Cäcilie mit gepreßter Stimme.

„Ja, und Garnier war sein Werkzeug,“ nickte Labelle.

„Aber nun haben wir Sie, nun soll die Vergeltung Sie erreichen,“ triumphtierte Leontine. „Wir dürfen keine Schonung, keine Nachsicht üben, die Schuldlosen müssen befreit und die Schuldigen so streng bestraft werden, wie sie es verdienen.“

„So weit sind wir noch nicht, mein Fräulein,“ sagte Labelle, bedenklich sein graues Haupt schüttelnd. „Vergeffen Sie nicht, daß wir zwar die Gewißheit, aber noch keine Beweise haben. Ich selbst bin aus den Diensten Didiers entlassen.“

„Sie wurden auf dem Laufherposten ertappt?“ fragte Leontine.

„Das nicht, aber die Drohungen Garniers haben meinen Prinzipal in namenlose Wut versetzt, und diese Wut wurde nun an mir ausgelassen. Da gab ein Wort das andere, und schließlich hatte ich meine Entlassung.“

„So werden wir nun für Sie sorgen,“ sagte Leontine gelassen. „Doch darüber wollen wir später beraten, wenn die andere Angelegenheit erledigt ist. Was soll, was kann nun geschehen? Wir müssen dem Untersuchungsrichter sagen, was Sie gehört haben. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht?“

„Gewiß, aber ich zweifle daran, daß er mir Glauben schenken wird.“

„Lieber Gott, er muß Ihnen glauben, Sie können das alles nicht aus der Luft herausgreifen! Und er, der erfahrene Mann, wird doch auch die Wahrheit herausfinden; seine Pflicht ist es dann, weiter nachzuforschen und die Beweise zu suchen.“

„Es ist schrecklich, an die schwere Schuld eines Mannes glauben zu müssen, dem ich so großen Dank schulde,“ seufzte Cäcilie, wie aus einem ängstigenden Traume erwachend. „Wenn sie ihm bewiesen wird, so muß er im Zuchthaus dafür büßen und mein Gewissen wird mich anklagen, daß ich mit dazu beigetragen habe, ihm dieses entsetzliche Loos zu bereiten.“

„Jede Schuld muß gesühnt werden,“ sagte Labelle finster vor sich hinblidend.

„Und wird ihm diese Schuld nicht bewiesen, so kommt die Unschuld seiner unglücklichen Opfer niemals an den Tag,“ fügte Leontine ernst hinzu. „Der Vater unseres Freundes sitzt schon seit einem Jahr schuldlos im Zuchthause, und der Schuldige freut sich der Früchte des Verbrechens, ohne Gewissensbisse zu empfinden.“

„Du hast freilich recht,“ sagte Cäcilie mit einem schweren Atemzuge. „Wir dürfen den Schuldigen nicht warnen, so gern ich es auch wollte.“

„Wo ist Ihr Bruder?“ fragte Labelle Leontine.

„Unten in der Gaststube.“

„Allein?“

„Nein, bei Mathieu, mit dem er Karten spielt.“

„Auch ihm droht Gefahr, er muß gewarnt werden,“ sagte der alte Mann hastig. „Welcher Art diese Gefahr ist, und von welcher Seite sie kommen wird, weiß ich nicht, aber ich fürchte, daß Mathieu seine Hand im Spiele hat.“

Cäcilie hatte sich von ihrem Sitze erhoben. Bornesglut blitzte aus ihren dunklen Augen. „Sind der Opfer noch nicht genug?“ fragte sie grollend.

„Ferdinand ist bereits gewarnt, er wird sich zu schützen wissen,“ beruhigte Leontine.

„Einer Gefahr, von der man nicht weiß, woher sie kommt, kann man nicht die Stirn bieten,“ erwiderte Labelle. „Ich will hinunter und Ihren Bruder holen, damit wir gemeinsam beraten können.“

„Aber wenn Mathieu Sie sieht?“

„Was liegt jetzt noch daran? Ich bin ja entlassen, und das ich mich nun mit Ihnen verbünden werde, kann unsere Gegner wahrhaftig nicht befremden.“ (Fortf. folgt.)

Durch die Angel.

Ein Sommeridyll nach dem Französischen.

Deutsch von S. Spiegel.

(Nachdruck verboten.)

Selbst die gehässigste Bunte konnte der jungen, hübschen Witwe Frau Erna Reinwald nichts Böses nachsagen. Ihr Charakter war über allen Zweifel erhaben, und ihr Herz schien gegen jeden Angriff getrappt. Sie war stolz auf die Gefühllosigkeit dieses Organs, und die Gleichgültigkeit und Kälte, mit denen sie ihre zahlreichen Bewunderer behandelte, trieben diese fast sämtlich zur Verzweiflung, jedenfalls aber endgültig in die Flucht. Hatte sie in ihrer kurzen Ehe mit dem alten Reinwald, den sie nur auf Wunsch ihrer Eltern geheiratet hatte, so trübe Erfahrungen gemacht? Niemand wußte es, sie selbst sprach nie darüber, und es fragte auch niemand, sie zu fragen.

Die Saison hatte ihr Ende erreicht, und eine der ersten, die die heiße Stadt verließen, war die schöne Witwe. Für sie war der Sandaufenthalt in ihrer schönen Villa ein Paradies, dort war sie glücklich in ihrer Einsamkeit; denn die Freuden ihrer Welt, Gesellschaften und Bälle, besaßen für sie keine Anziehungskraft. Sie hatte nur eine einzige Leidenschaft, die sonst bei Frauen selten ist: das Angeln. Es gehörte zu ihren Gewohnheiten, sich regelmäßig bei schönem Wetter zu dem einsamen Inselchen hinzurudern, das in dem See lag, an den ihre Villa gebaut war. Dort, in der einen Hand ein Buch, in der anderen die Angelschnur, verbrachte sie ihre Zeit mit Fischen, Lesen und Träumen.

Der Zufall, der neidische Gott, wollte es, daß einer ihrer Verehrer, der sie schon lange im stillen angebetet, aber, durch ihre Kälte abgeschreckt, es ihr mit keinem Blick oder Wort gestanden hatte, eines Tages, als er einen Absteher nach dem lieblichen See machte, in die Nähe ihres Lieblingsplatzes verschlagen wurde. Von ihrer Anwesenheit hatte er nichts gewußt; er war nur nach dem Eiland gewandert, um dort in aller Ruhe und Ungehörtheit ein erfrischendes Bad zu nehmen.

Lange Zeit beobachtete er sie, ohne daß sie etwas von seiner Nähe ahnte, und er zerbrach sich den Kopf, wie er wohl aus diesem Zufall, besonders aber aus ihrer ihm bekannten Vorliebe zum Angeln Vorteil ziehen könne. So angestrengt dachte er nach, daß ihm endlich etwas einfiel, eine ganz verrückte Idee — die aber vielleicht gerade durch ihre Absonderlichkeit einen Eindruck auf das spröde Herz der kalten Schönen hervorzubringen vermochte.

Am folgenden Tage kehrte der verliebte, junge Mann zeitig auf die Insel zurück. Dort machte er sich mit der Situation vertraut und traf seine Vorbereitungen. Als Frau Erna ihren gewohnten Platz eingenommen hatte, zog er sich an eine geschützte Stelle zurück und entledigte sich seiner Kleider. Dann ließ er sich leise in das Wasser gleiten. Er war ein vorzüglicher Schwimmer und Taucher, und auf diese Kunst rechnete er bei seinem Unternehmen. Mit der größten Vorsicht schwamm er, gedeckt von den Büschen und dem überhängenden Strauchwerk, auf die äußerste Spitze der Insel zu. Zwischen seinen Zähnen hielt er ein versiegeltes Briefchen. Als er in die Nähe der schönen Witwe gelangte, tauchte er lautlos unter, ergriff vorsichtig den Angelhaken und befestigte seinen Brief daran.

Die Dame, die sofort sah, daß sich die Schnur bewegte, glaubte, ein Fisch habe angebissen.

Ohne das geringste Geräusch unter dem Wasser zu machen, entfernte sich der kühne Schwimmer auf demselben Weg, auf dem er gekommen war. Die kühne Tat war geschehen.

Wer beschreibt Frau Reinwalds Erstaunen, als sie die Angelschnur herauszog und an dem Widerhaken anstatt des erwarteten Fisches einen Brief baumeln fand.

Ihre Ueberraschung wich jedoch der Bestürzung, als sie, nachdem sie den Brief losgelöst hatte, ihren Namen auf der Adresse geschrieben sah.

Sie zitterte. Angstvoll schaute sie um sich, aber nichts Verdächtiges war zu bemerken, still und ruhig lagen Wasser und Land da.

Es litt sie nicht länger auf ihrem Platz. Sie erhob sich, um nach Hause zu gehen, und den Brief ließ sie selbstverständlich nicht zurück. Sobald sie sich in ihren vier Wänden in Sicherheit wußte, und nachdem sie das Papier getrocknet hatte — es war wasserdicht und mit

unverwundbarer Tinte geschrieben — öffnete sie den Umschlag und begann zu lesen.

„Himmel, eine Liebeserklärung,“ rief sie nach den ersten Worten, „welch eine Unverschämtheit!“

Aber diese Unverschämtheit war auf eine so originelle Weise an sie gelangt, daß sie sie nicht wie alle früheren behandeln, sie also nicht mitteillos und ungelesen verbrennen wollte.

Im Gegenteil — sie las sie bis zu Ende durch und dann noch einmal. Der Unbeter, dessen Brief vom Grund des Stromes aus datiert war, hatte seine Idee sehr geschickt ausgeführt und sich ihr als einen in dem See wohnenden Wassermann vorgestellt. Der Scherz ward dann sehr reizvoll weitergeponnen; aber in den heiteren Ton mischte sich ein wahrhaftes, ernstes, warmes Gefühl, das vom Herzen kam und zum Herzen ging.

Tags darauf kehrte Frau Reinwald nach der Insel zurück, nicht ohne eine gewisse Bewegung und nicht ganz frei von Furcht. Mit zitternder Hand warf sie die Angelschnur aus und bebte erschrocken zurück, als sie kurz darauf eine Bewegung an ihr verspürte.

„Ist es ein Fisch, ist es ein Brief?“ Es war ein Brief.

Die junge Frau glaubte nicht an Zauberkräfte; aber etwas Sonderbares, Unheimliches war doch dabei im Spiel.

Im ersten Impuls wollte sie das Schreiben in dem See zurückwerfen; dann aber besann sie sich eines anderen. Selbst das kälteste, hochmütigste Weib wird von einem Geheimnis entwaftet, das seine Einbildungskraft gefangen nimmt.

Der zweite Brief war zärtlicher, leidenschaftlicher, als der erste. Frau Erna las ihn verschiedene Male durch, und wider ihren Willen beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem Wassermann, der solch hinreißende Worte schrieb.

Vierundzwanzig Stunden später befestigte sie ihre Angelschnur an ihrem gewöhnlichen Platz und ließ sie allein in der Flut schwimmen, sie selbst zog sich an eine geschützte Stelle der Insel zurück, von wo sie alles genau beobachten konnte. Aber so lange sie auch wartete, sie entdeckte nichts. Endlich hielt sie es nicht länger aus, sie eilte an ihren Lieblingsort zurück und zog die Schnur hoch — etwas Weißes hing daran.

Diesesmal flehte sie der Rix um eine Antwort an. Dies Verlangen war vielleicht etwas verfrüht; aber gerade durch seine Kühnheit half es ihm zu einem Erfolg. Nach einigem Hören ward der erbetene Brief mit dem Bleistift ihres Notizbuchs geschrieben und an der Angel hinunterbefördert. Er enthielt nur wenige, unverfängliche Worte, war aber nichtsdestoweniger an sich selbst schon das Zeichen eines Sieges über eine bis dahin empfindungslose, unzugängliche Frau. Der Stein hatte seinen Boden bekommen.

Erna Reinwald war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß ihr geheimnisvoller Korrespondent ein sehr geschickter Taucher sein mußte.

Zuerst regte es nur ihre Neugier an, dann mischt sich, ihr unbewußt, ein anderes, tieferes Gefühl hinein. Unter seinem sich täglich verstärkenden Einfluß schrieb sie:

„Lassen wir den Scherz, der mich für den Augenblick interessierte, fallen. Ich habe keine Lust, ihn länger fortzusetzen. Kommen Sie, wenn Sie es wagen, anstatt dessen nach meiner Villa und bitten Sie dort um meine Verzeihung.“

Erna Reinwald.

Der Wassermann antwortete darauf:

„Ich wage es, wenn Sie ein einziges Wort hinzufügen: „Hoffe“.“

Und die stolze, kalte Frau schrieb zurück:

„Wenn Sie nur ein einziges Wort aus Ihren geheimnisvollen Tiefen hervorzulocken vermag, so wil. ich es denn aussprechen. Also „hoffe“.“

Bald darauf stellte sich der junge Mann in der Villa ein. Er wurde sehr liebenswürdig aufgenommen. Im persönlichen Verkehr gefiel er der jungen Witwe noch besser als im brieflichen, und der rasche Sieg im Wasser wurde durch einen noch rascheren zu Lande gekrönt.

So kam es, daß Frau Erna sich einen Gatten gewann, ohne daß sie die Absicht dazu gehabt hatte, und ungeachtet ihres Vorhabens, niemals wieder zu heiraten! Sie hatte die Angelschnur ausgeworfen, aber diesesmal war der Spieß umgedreht worden; denn der Fisch — hatte sie gefangen.

Kunst und Wissen.

Die Künstler arbeiten. Die Sage von dem Dichter, der in ekstatischer Verzückung den Federkessel in der Hand, den Blick nach fernen Himmeln und Wolken gerichtet, seine Inspiration empfängt, ist seit langem durch die Schilderung dichterischer Schaffensart widerlegt. Solche Pose paßt nur noch auf Wilhelm Buschs unvergleichlichen „Balsuin Bäh-lamm“. Besonders der Goethe der Altersjahre, der den zweiten Teil des „Faust“ schrieb, hat in den Gesprächen mit Eckermann davon erzählt, wie der Dichter mit starker Energie sich zur Produktion zwingen muß, und wie Regelmäßigkeit, festes Wollen im Ausgestalten des freilich auf rätselvolle Weise empfangenen und im Geiste geordneten Stoffes vonnöten ist. Die Arbeitsweise Jolas war für diese Methode des Schaffens am bezeichnendsten, ja sie glich bereits der wissenschaftlichen Arbeitsart der Gelehrten. Jola saß jeden Morgen früh an seinem Schreibtisch, füllte eine genau bestimmte Anzahl Manuskriptseiten mit seiner kräftigen Handschrift und stand nicht eher vom Stuhl auf, als bis er sein Pensum erledigt. So arbeiten aber meistens nur die Romanschriftsteller, die naturgemäß in dickbändigen Büchern auch tote Stellen haben müssen, durch die Länge und Ausbreitung ihres Stoffes wirken, so Vielschreiber, die jedes Jahr mehrere Romane auf den Markt werfen; dann vor allem Naturen, denen eine strenge Selbstzucht und eine energische Konzentration zu eigen ist. Feiner organisierte Künstler werden immer mehr oder weniger von äußeren Umständen, von Stimmungen, vom Milieu abhängig sein. So wirkt die Jahreszeit auf die Schaffenskraft mancher Dichter ein, und es ist gerade der Frühling, in dem die meisten am wenigsten schaffen können, da das ausschließende neue Leben, die in der Luft zitternde Erregung des Wachstums auch ihrem Blut dunkle Melancholien und unruhige Gedanken mitteilt. Bekannte Beispiele, Otto Ludwigs und anderer Dichter erzählen davon, wie die Jahreszeit auf sie wirkte. Noch stärkeren Einfluß hat das Wetter, die Atmosphäre, häufig auf des Dichters Schaffens. Goethe hat stets geklagt, daß diese nordischen Wintertage mit ihren langen finsternen Schatten und ihrem kalten müden Licht ihm wie eine Last und eine dunkle Hemmung auf der Phantasie lägen; Rahel, die Freundin der Romantiker, fühlte bei Nebel und Regen eine lähmende Müdigkeit in den Gliedern, die alle Gedanken erstarrte, während die Sonne Einfälle und dichterische Spiele in ihr hervorblühen ließ wie Blumen auf dem Felde. Victor Hugo liebte es, auf dem Deck einer Yacht im weiten Meer auf dem Rücken zu liegen, und dann stiegen in dieser Einsamkeit, in diesen kolossalen Räumen von Himmel und Wasser die gigantischen Visionen seiner Gedichte auf. Balzac verschloß alle Fenster, da ihn das grelle Sonnenlicht störte, zündete Lampen an und in kostbare Stoffe gehüllt, in verschwenderisch dekoriertem Zimmer war er dann unermüdet am Werke, seine Romane zu schaffen, die etwas von der künstlichen Nacht und dem schwülen Prunk dieses Arbeitsraumes an sich haben. Von diesen Seltsamkeiten ist nur noch ein Schritt zu den fauligen Aepfeln, die Schiller beim Dichten in seinem Schreibtisch haben mußte, und den weißen Atlas-Hosen, in denen allein Richard Wagner angeblich komponieren konnte. Dytton-Bulwer zog sich ebenfalls zum Dichten besonders an und setzte sich dann in seiner kostbar eingerichteten Bibliothek zum Schreiben nieder, wobei zwölf Kerzen brennen mußten, und zwei Lakaien in reichen Livreen am mit gepuderten Köpfen standen zur Aufwartung da. Thackeray trug seine Manuskripte überall mit sich und besserte an ihnen herum, wenn er einen Augenblick Zeit hatte, wo er gerade ging und stand. Sienkiewicz umgibt sich mit einer Masse von Büchern, schließt sich ein und schreibt dann. Viele Dichter sind Tag-, andere Nachtarbeiter. Man hat bei Goethe, der in den frühen Morgenstunden schuf, und bei Schiller, der die Nächte hindurch arbeitete, diese verschiedene Zeit des Entstehens auch in den Werken finden wollen.

Rätsel und Aufgaben.

Diamanträtsel.

a
a a b
b e e e e
e e e e h i
i m m n n n n n
n n o o o r r
r r r r r
t w y
y

Die Buchstaben der beistehenden Figur sollen derartig geordnet werden, daß die wagerechte und senkrechte Mittellinie gleichlautend ein Seebad nennt. Die erste und letzte Reihe besteht nur aus je einem Buchstaben: In anderer Reihenfolge nennen die übrigen Reihen: einen Weltteil, ein jagdbares Tier, eine Stadt in Italien, eine Stadt in Schleswig-Holstein und zwei Städte in Westfalen.

Wortkette.

Unter Zugrundelegung des Wortes „Elevante“ bilde man dreizehn weitere dreisilbige Wörter, wobei das nachfolgende Wort stets die Endsilbe des vorhergehenden Wortes zur Anfangsilbe erhält. Das letzte Wort erhält demnach die Silbe „te“ als Endsilbe, so daß eine geschlossene Wortkette entsteht. Die Wörter bezeichnen: eine Stadt in Persien, eine Stadt in Italien, eine Stadt in der Schweiz, eine Stadt in Baden, einen Vogel, eine Goldmünze, einen Berg in den Alpen, Mineraliengruppe, eine Bezeichnung für Wahlspruch, einen Leuchten, Explosionsgeschloß, ein Spiel, einen Monat, eine Stadt in Italien, ein Getränk, eine Stadt in Württemberg, einen Staat in Amerika, einen Fisch, eine Stadt in Italien, einen Erdteil, ein Gemittel, eine Stadt an der Rabe und Brennmaterial.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Sonntags-Nummer.

Musikalisches Zahlenrätsel.

Gradiavolo
Nienzi
Africamerin
Don Juan
Jessonda
Aida
Vampyr
Oberon
Liebestraut
Orpheus
Gradiavolo.

Defizit-Aufgabe.

Calderon
Sibdegard
Gidena
Modena
Neudenu
Ideal
Tudela
Bedelia
Chemnitz.

Rebus.

Hebermut tut selten gut.

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Nachdruck verboten.)

Stoßseufzer.

Herrgott, gibt's der holden Frauen
Viele und an Reiz verschieden:
Immer, immer möcht' man schauen!
Niemals kommt das Herz zum Frieden!

Wahrlich, treff' ich mal — wie heute —
Ein paar Säßliche — so tue
Ich fast einen Satz vor Freude:
Endlich hat man doch mal Ruhe!

Ihre Auffassung.



Better (liest in der Zeitung, daß durch das Küssen schädliche Bazillen übertragen werden können): „Glaubst Du auch, Cousine, daß das Küssen gefährlich ist?“
— „Es ist doch niemand in der Nähe!“

Glossen.

Des Kenners Urteil wiegt wohl schwer;
Doch Gönners „Einfluß“ fördert mehr.

Die meisten Ehen werden, wie man's nennt, im „Himmel“ geschlossen. Darum
fallen die meisten Ehemänner nach der Hochzeit auch aus den — Wolken.

Variante.

Wer zuviel liebt Wein, Weib und S'sang,
Bleibt meist ohn' Weib sein Leben lang.

Riesenglück.



„Mancher Mensch hat doch 'n dolles
Glück! Zum Beispiel meine Braut:
erstens uralter Adel, zweitens der
Vater 'n Millionär, und drittens
kriegt se mich zum Fatten!“

□ Moderne Weiblichkeit. □



Ein Jüngling sagt zum Mädchen:
Erhör mich auf der Stell!
Ich liebe Dich! Mein Herze
Brennt für Dich, Liebste, hell!



Das Mädchen sagt: Du schwindelst
Der Brand ist nicht weit her.
Soll ich ans Feuer glauben,
Zeig erst mal „Asche“ her.

J. Lazarus.

~ ~ Großartig. ~ ~

1.



„Ach, das ist ja eine alte Geschichte, daß
der Löwe den Blick

2.



des Menschen nicht aushalten kann —

Berechtigte Besorgnis.

Gatte (zu einer Freundin seiner
Frau): „Es tut mir leid, aber ich kann
Sie mit diesem neuen Gut nicht zu
meiner Frau lassen. Sie ist sehr krank
und der Doktor hat ihr ausdrücklich
jede Aufregung verboten.“

3.



4.



fascinierenden Blick, daß er jeden

5.



Löwen zum Niesen brachte!“

aber mein Freund, was der Emil ist,
der hatte einen derartig

Der Schiedsrichter.

(Eine Fabel.)

Eine Biene und eine Ameise stritten
sich darüber, ob das Bienenvolk oder
das Ameisenvolk fleißiger sei. Da sie
sich nicht einigen konnten, wählten sie
den Bären zum Schiedsrichter. Der
zerstörte erst das Bienen- und dann das
Ameisennest und gab nach der Vertilgung
der aufgefundenen Vorräte sein Urteil
dahin ab, daß beide Völker gleich
fleißig seien.

... Das Beste. ...

Blond ist mein Liebchen und schlank wie ein Reh,
Hat Augen so blau und so klar wie ein See,

[Hat Wangen so frisch und so rosig und rund,
Und grad' wie zum Hüßchen geschafften 'nen Mund,

Ein Herze so kernsch und so treu und so rein,
Und — das ist wohl 's Beste — dies Herzechen ist mein,

Aus dem naturwissenschaftlichen Examen.

„Was versteht man unter ‚Arzelle‘?“
 „Die Zelle, in der der erste Mensch gefangen saß.“

Druckfehler.

(Aus einem Roman.)

Beglückt sank er in ihre Arme und seufzte: „Du bist mein Glück, meine Ruh (Ruh), mein Alles.“

Der Kommerzienrat Bauenstein soll jetzt alle Tage als Hausierer (Hausier) zur Börse gehen.

Eine in weiteren Kreisen bekannte Persönlichkeit, der Musikritter Vento, hat sich gestern in seiner Wohnung erschossen. Der Lobensmilde hat erst ein Alter von 39 Jahren erreicht.

Reflexion.

Feldwebel (Dantes ‚Göttliche Komödie‘ lesend): „Donnerwetter, welche Qualen würde Dante bei dem Vorbeimarsch der Verdammten empfunden haben, wenn er ein Feldwebel-herz im Leibe gehabt hätte!“

Diese Backfische!

„Glaubst Du, daß auf dem Mars auch menschliche Wesen existieren?“

„Natürlich, sonst könnte es ja keine Marsföhne geben!“

Schlaupöpschen.

Kleiner Junge: „Ich bitte für zehn Pfennig Lebertran, aber bitte recht wenig.“

Apotheker: „Warum denn?“
 — „Er ist für mich!“

Unterschied.



„Sehen Sie, Marietta, der Schweiß perlt mir auf der Stirn, so schnell bin ich Ihnen gefolgt.“

„Um mich zu erringen, müßten Sie schon andere Perlen spendieren, Monsieur.“

Folgsames Kind.

Mutter (aufs Höchste empört): „Erst drei Monate bist Du verheiratet und willst Dich schon wieder scheiden lassen?“

Tochter: „Du hast uns doch immer bei Tisch gelehrt: ‚Wenn's am besten schmeckt, soll man aufhören!‘“

Heiratsgesuch.

Oberlehrer sucht Gattin mit etwas Vermögen. Nur Offerten in der neuen Orthographie finden Berücksichtigung.

Blond — schwarz — braun.

Was mich zu den Blondinen zieht,
 Das finde ich erklärlich.
 Ihr weiches zärtliches Gemüt,
 Erscheint mir unentbehrlich.
 Und unter blonder Haare Pracht
 Zumeist ein blaues Auge lacht.
 Stets heiter strahlt die Miene.
 Ein Prosit der Blondine!

Dass mir die Schwarzen nicht egal,
 Ich keineswegs verhehle.
 Der dunklen Augen heisser Strahl
 Entzündet meine Seele.
 Ich hab' es nimmermehr bereut.
 Den Schwarzen war zu jeder Zeit
 Ich willenlos ergeben.
 Die Schwarzen sollen leben!

Doch zu Brünetten auch von je
 Mein Herz in Lieb' entbrannte.
 Es zog mich meist in ihre Näh'
 Das Prickelnde, Pikante.
 Von blond zu schwarz als Übergang,
 Halb sanft noch, halb von heissem Drang,
 Kann es nichts Schön'eres geben.
 Die Braunen sollen leben!

So sind — ob blond, ob schwarz, ob braun
 Sie alle mir willkommen.
 Es leben alle süßen Frau'n,
 Nicht eine ausgenommen!
 O weh — vergessen hab' ich schier
 Mein Weibchen — jetzt ist's aus mit mir!
 Dass ich's nur offenbare:
 Knallrot sind ihre Haare!

Halb.

Der Karo hat ein Stück
 Fleisch in der Küche gestohlen
 und frisst es eben. Da kommt
 der kleine Fritz dazu und
 sagt zu ihm: „Karo, is auch
 Brot zu Deinem Fleisch, sonst
 mußt Du später noch einmal
 das Brot ohne Fleisch essen!“

Proziges Bild.



Gattin: „Wenn unsere Else nur nicht so viele Sommersprossen hätte.“

Parvenü: „Was tut das, wo wir doch jede Sommersprosse mit einem Tausendmarkschein verdecken können.“

Milliärtateln.

Sum cuique = die Menage, per aspera ad astra = der Urlaub, Hannibal ante portas = die Inspektion.

Faule Ausrede.



„Se, hierbleiben, Sie haben den schlafenden Masken die Perücken vom Kopf gestohlen!“

„Ich? Wo, ich habe ja nur die Bierleichen stalpiert, und dafür bin ich eben echt.“

Renommage.

Geschäftsleiter (eines Hotels, zum Stellenfuchenden Kellner): „Haben Sie aber auch schon in feinen Geschäften gearbeitet?“

Kellner: „D, freilich, ich habe Horn an den Fingern — vom Sektöffnen!“

Scheinbarer Widerspruch.

„Wenn Sie auf diese Stellung reflektieren, müssen Sie zunächst nachweisen, daß Sie eine gesunde Natur haben.“

„Na, das will ich meinen! Ich befinde mich jetzt schon fünf Jahre in ärztlicher Behandlung.“

Bei den Gnomen.



Eintracht.

Romisch.

„Wie bist Du denn mit Deinem Stiefvater zufrieden?“
„Der behandelt mich sehr stiefmütterlich.“

Ein Opfer der Bildung.

Fräulein Anna, die soeben aus der Pension zurückkehrte, hat ihrem Vater ein Lichtbild mitgebracht. Mit dem Ausruf: „Wie hübsch und wie durchsichtig!“ nimmt es der Alte in Empfang. — „Aber, lieber Vater,“ tadelt das junge Mädchen mit wichtiger Miene, „das nennt man doch nicht durchsichtig, das heißt doch transpirierend!“

Der billige Wein.



„Bitte drei Biter Wein.“ — „So, macht 2,10 Mark.“ — „Ja, Geld hab' ich keins!“ — „Warum denn nicht?“ — „Vorn steht ja angeschrieben: Hier wird Wein vom Faß verschenkt!“

Kathederblüten.

Die Frage, ob Alexander der Große auch die Römer besiegt hätte, darf man ebenso unbedenklich bejahen als verneinen.

Zur Zeit Napoleons I. wurde jedes Kind mit dem Marschallsstabe im Tornister geboren.

Kätselhafte Inschrift.



Antike Vase.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)